

Originaldokument

Zur Einleitung

© Verlag C.H.Beck

«Warum ist es plötzlich so still?»
«Soll ich eine Untersuchung einleiten?»
(Peter Fischli/David Weiss)

Für wen machen die Ritter das eigentlich? Die Rüstungen und Waffen sind originalgetreu nachgebaut, die Kampftechniken sorgfältig rekonstruiert. Die Hamburger Künstlerin Viola Kiefner hat für ihre Fotoserie «Neue Heimat» von 2004 die Mittelalterbegeisterten in einer herbstlichen Stadtlandschaft aufmarschieren lassen, die mit Gerüsten, Beton und Ziegelwällen plötzlich selbst eigentümlich historisch aussieht – späte Siebziger-, frühe Achtzigerjahre?

Geschichte ist eine Wunschmaschine, und darum geht es in diesem Buch. Es handelt von den Bildern und Inszenierungen einer fernen und manchmal komplett fiktiven Epoche, die fünfhundert, siebenhundert oder tausend Jahre in der Vergangenheit liegt. Und die mit der Gegenwart durch dicke Bücher, starke Kabel und farbenprächtige, bewegte Bilder verbunden ist.

Also «Mittelalter». Mit dem Begriff bezeichnet man gewöhnlich, etwas unbeholfen, die tausend Jahre zwischen dem Zerfall des Römischen Reichs am Ende des 5. Jahrhunderts und dem Veränderungsschub mit Buchdruck, europäischer Expansion nach Übersee und Reformation um 1500. Es soll hier nicht darum gehen, wie sich diese tausend Jahre von der Spätantike und der frühen Neuzeit unterscheiden (ein ermüdend unerschöpfliches Thema gelehrter Selbstdarstellung). Sondern es geht um die Vorstellungen von dieser besonderen Epoche. Was ist mit «mittelalterlich» jeweils gemeint?

Auf den folgenden Seiten wird deswegen nicht nur von den Mittel-

alterbildern der Gegenwart die Rede sein, sondern auch von denen des 16., 18. und 19. Jahrhunderts, und zwar ziemlich ausführlich. Denn die Bilder vom Mittelalter haben sich seither stark verändert, aber die neueren hängen mit den älteren auf komplizierte und oft amüsante Weise zusammen. Trotzdem ist das hier kein Handbuch über Mittelalterrezeption, sondern ein Essay, im Wortsinn: ein Versuch. Er handelt deshalb nicht zuletzt von der Gegenwart und von den Institutionen, an denen heute das Mittelalter imaginiert, erforscht und inszeniert wird. Der Versuch ist notgedrungen unvollständig und hat viele Lücken, obwohl er länger geraten ist als geplant. An vielen Stellen ist er außerdem persönlich gefärbt. Das ist in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft eher unüblich, geht aber nicht anders. Denn jeder Versuch einer Selbstverortung muss notwendigerweise auch von der Position desjenigen handeln, der da schreibt. «Von wo aus wird gesprochen?», lautet die Frage des strengen kahlköpfigen Philosophen; besser, wir versuchen sie zu beantworten. Denn der komplett entkörperte Blick von ganz, ganz weit oben ist das Privileg von Gott, und von Alfred Hitchcock.

Dieses Buch handelt deshalb vor allem vom deutschsprachigen Mittelalter, weil ich das am besten kenne; wo immer möglich und sinnvoll, mit Seitenblicken auf französische, italienische und angelsächsische Verhältnisse. Die Mittelalterforschung deutscher Sprache hat ihrem eigenen Selbstverständnis nach ihr Spektrum an Themen in den letzten drei Jahrzehnten sehr stark erweitert; das ist in vielen neuen Selbstdarstellungen des Fachs nachzulesen. Ich wollte wissen, was sich da eigentlich genau verändert hat. Wieso fühlt sich diese Erweiterung trotzdem so eng an, wie eingerahmt von einer Gewichtung von «zentralen» versus «marginalen» Bereichen mittelalterlicher Geschichte? Diese Gewichtung wird selten explizit ausgesprochen, scheint aber implizit umso größere Wirkungen zu entfalten. Und ich wollte wissen, wo die Selbstverständlichkeit dieser Auswahl eigentlich herkommt, das volltönende «Das-haben-wir-schon-immer-so-gemacht».

Ausgangspunkt für das Buch waren Gespräche, die ich im Sommer 2005 mit acht Kolleginnen und Kollegen geführt hatte. In ihnen ging es um die Gegenwart des Mittelalters am Beginn des 21. Jahrhunderts

und um neue Herausforderungen, denen sich die Mediävistik, die Wissenschaft von der Erforschung des Mittelalters, heute gegenüber sieht. Ich hatte meine Gesprächspartner danach ausgewählt, dass sie möglichst über andere Bereiche arbeiteten als ich selbst, und ich wollte, soweit das mit einer Handvoll Interviews möglich war, ein möglichst breites Spektrum abdecken – vom emeritierten Professor bis zur frisch promovierten Assistentin; vom Präsidenten des großen Editionsunternehmens, vom berühmten Frühmittelalterspezialisten, vom erfahrenen Professor für ältere deutsche Literaturwissenschaft bis zu jüngeren, neu berufenen Lehrstuhlinhabern und -inhaberinnen mit unterschiedlichen Spezialisierungen. Die acht Personen insgesamt sind natürlich nicht repräsentativ, aber ich hoffte, in locker strukturierten Interviews – ich hatte eine Abfolge von sechs Fragen – etwas von der gegenwärtigen Stimmung im Fach einfangen zu können. Alle Angefragten waren freundlicherweise bereit, mir und meinen Fragen Zeit zu opfern, in einigen Fällen ziemlich viel Zeit, und sie waren engagierte und leidenschaftliche Gesprächspartner. Ihre Einschätzungen (die sich von meiner eigenen oft recht deutlich unterscheiden) werden uns im Folgenden als Gastkommentare begleiten.

Gelehrte Sehnsüchte

Warum will der Mittelalterspezialist das wissen, was er so ausführlich und detailliert erforscht, all diese Geschichten, die sechs, acht oder zehn Jahrhunderte zurückliegen? Weswegen sich im Zeitalter von menschengemachter Klimaerwärmung und weltweiter elektronischer Datenvernetzung (um zwei eher beliebige Beispiele zu nennen) mit dem Rekonstruieren von Details der karolingischen Renaissance, des Reichskirchensystems, des Investiturstreits oder des Alltags spätmittelalterlicher Stadtbewohner beschäftigen? Als hätten wir keine anderen Sorgen. Offenbar geht es um Wünsche. Übers Mittelalter zu reden und schreiben heißt Wünsche zu verhandeln. Denn diese Epoche – und darum wird es in den folgenden Seiten gehen – ist buchstäblich durch Wünsche erschaffen worden, vor mehreren hundert Jahren,

und seither wird sie mit Wünschen entworfen, umrissen, ausgestattet und möbliert. Ziemlich unterschiedlichen Wünschen.

Fangen wir mit den Verhältnissen an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert an, bevor wir uns der Vergangenheit zuwenden. Was begehrt derjenige, der etwas vom Mittelalter wissen will? Über das Mittelalter wissenschaftlich zu arbeiten ist häufig mit der Sehnsucht verbunden, dieses entfernte Zeitalter zur Distanzierung von einer als aufdringlich oder hässlich, kurz, ästhetisch (oder moralisch) ungenügenden Gegenwart zu nutzen. Historikerinnen und Historiker, ein zwischen emphatischem Redefluss und Rückzug schwankender Menschenschlag, gestehen das gewöhnlich nur zögernd ein.

Ihre Kollegen aus der Unterhaltungsliteratur sind da direkter. «Er liebte die unverfälschten Emotionen und die unverfälschten Weine und Produktionsweisen der Vergangenheit», hat Carl Amery vor dreißig Jahren in seinem wunderbar gelehrten Science-Fiction-Roman «Das Königsprojekt» von seinem Helden geschrieben, dem Schweizergardisten Füssli. Füssli hat das Privileg, im Auftrag des päpstlichen Geheimdiensts mit einer Zeitmaschine in die Vergangenheit reisen zu können und diese nachträglich im Sinne des Heiligen Stuhls in Ordnung zu bringen. Er darf bei diesen Ausflügen allerdings nicht gegen die schriftliche Überlieferung verstoßen, sonst geht er, wie vor ihm frühere päpstliche Agenten, in der Vergangenheit verloren, und die Zeitmaschine (eine Konstruktion von Leonardo da Vinci) kehrt leer in den Vatikan zurück. Amerys Schweizergardist ist natürlich niemand anderer als der Historiker selbst. Amüsanter ist das Vetorecht der Quellen selten auf den Punkt gebracht worden. Das Mittelalter der Historiker ist eine selbstgeschaffene und höchst gegenwärtige Welt, die mit Papier über die Verhältnisse vergangener Jahrhunderte eingerichtet und unablässig komplettiert wird – und zwar mit sehr viel Papier. Die Beschäftigung mit dem Mittelalter soll Trost bieten, Schutz und Distanzierung von der als unrein und korrumpierend empfundenen Welt des eigenen Alltags. Das ist etwas anderes als der Wunsch, in dieser Vergangenheit zu leben. (Füssli desertiert am Ende des Romans, aber nicht in die Vormoderne, sondern in die 1920er Jahre.)

Selbstbewusster kommt ein zweiter Wunsch als Zugang zum Mittelalter daher. Die vormoderne Vergangenheit wird dabei als ein fer-

nes Land mit urtümlichen Bewohnern beschrieben, dessen Errungenschaften, Komplexität und Würde man gegen die Herablassung der Moderne verteidige. Das ist natürlich ein kleiner Trick. Denn unsere Kritik an der Moderne kann nicht von außerhalb der Moderne kommen. Gewöhnlich wird ein authentisches (aber in der Gegenwart des Sprechers verfertigtes) Mittelalter genau dafür angefertigt, die Moderne von einem imaginären nichtmodernen, aber zeitgleichen Standpunkt aus zu kritisieren.

Noch expliziter – und häufiger – wird ein dritter Grund angeführt: Dass nämlich jene Grundlagen der europäischen Kultur, die im 11., 13. oder 15. Jahrhundert entstanden seien, unsere eigene Gegenwart heute weiterhin prägen, auf selbstverständliche, aber etwas vage, jedenfalls nicht näher erklärte, doch allen Beteiligten implizit vorausgesetzte Weise; dass die Gegenwart nur «mit Hilfe der Vergangenheit» verstanden werden könne, weil sie selbst von jenen historischen Inhalten determiniert sei. So formulieren wir Spezialisten das gewöhnlich in Anträgen auf Stipendien, Forschungsprojekte und auf den Klappentexten unserer Bücher. Aber stimmt das überhaupt?

Als Student hat mich das nicht überzeugt. Ich fand in meinen ersten Semestern die Geschichte des 19. Jahrhunderts viel interessanter. Aber von mittelalterlichem Material ging eine spürbare ästhetische Wirkung aus. Piero della Francescas Bilderrätsel spielten eine Rolle, wenn ich mich recht erinnere: etwas Kühles, Distanziertes. Romanische Kirchen in Südfrankreich; das elegante leere Kirchenschiff des Zisterzienserklosters von Sénanque, wo es mich mit neunzehn durch Zufall einmal hinverschlagen hat. Ein abkühlender provenzalischer Sommerabendhimmel; Zikaden und sonnenverbrannte steinige Hügel drum herum.

Dazu kam noch etwas Zweites, das auf den ersten Blick gar nicht dazupassen mag. Ich habe am Beginn der 1980er Jahre an den Demonstrationen gegen die Startbahn West teilgenommen und fand das wilde theatralische Spektakel damals höchst verlockend und aufregend: Leute, die sich mit schwarzen Masken vorm Gesicht für einen Nachmittag im Wald verkleideten, halb lautstarke narzisstische Laienspieltruppe, halb Trachtenverein mit selbsterfundener gewalttätiger Brauchtum. Man konnte etwas körperlich nachspielen in dieser gro-

ßen Cowboy-und-Indianer-Inszenierung. Angesichts von Wasserwerfern, Polizeiknüppeln und Tränengas (und in die falsche Richtung geworfenen Steinen) war das mit einem gewissen Risiko verbunden. Aber in dieses männerbündlerische Ritual ließ sich hineinschlüpfen und auch ziemlich rasch wieder hinaus, wenn's einem dann doch zu riskant wurde. Das hat mich an den mittelalterlichen Karneval erinnert, über den ich zur selben Zeit eine Seminararbeit schrieb; und über dieser Mischung aus gespielter und echter Gewalt fing ich an, mich fürs Mittelalter zu interessieren.

Es gibt diese schöne Geschichte aus der Märchensammlung von Wilhelm Hauff über das Zauberwort, das einen verwandelt; das die Helden der Erzählung aber dann natürlich vergessen, als sie die Verwandlung rückgängig machen wollen. Das Märchen spielt in einem romantischen Orient, aber das gesuchte Wort ist lateinisch: *mutabor*. Als ich zum ersten Mal in einem Archiv saß, bekam ich nach dem Ausfüllen eines Formulars ohne viel weitere Umstände einen Stapel von Papier auf den Tisch vor mich gelegt. Das Papier war fünfhundert Jahre alt, und es hatte diesen unglaublichen materiellen Zauber, einfach da zu sein. Man konnte es anfassen: Tintenspuren auf festem, etwas grobfaserigem, aber sehr solidem bräunlichem Papier, die seit sehr langer Zeit niemand mehr gelesen hatte und die noch nirgends gedruckt waren. Und ich verstand, dass das Archiv (und all die anderen Archive und Handschriftenabteilungen) voller solcher mehr oder weniger unerforschter Texte steckten, aus denen ich Bruchstücke fremder Geschichten würde herausholen und zu neuen Geschichten zusammensetzen können.

Der Mittelalterboom der Achtzigerjahre von Arno Borst und Jacques Le Goff bis zu Umberto Eco hatte diese exotische verlockende Epoche als Überbrückung zwischen Akademie und Pop hervorgezaubert. Das damit verbundene Versprechen war doppelt: Erstens zeigte es ein Wissen als Spezialistentum, als eine Art fliegender Teppich, der mich an andere begehrenswerte Orte bringen würde (durch Besserwisserei, und ratlose Jungmänner lieben Besserwisserei). Und zweitens versprach es, dass dieses Mittelalter neu erzählt werden wollte und gleichzeitig etwas sein würde, für das ich nicht vollständig Verantwortung würde übernehmen müssen. Denn war das nicht alles ein

paar Jahrhunderte alt und trotzdem da, alter Text, ganz handfest vorhanden auf diesem festen bräunlichen Papier?

Mutabor. Dieses Mittelalter war verlockend fremd, aber gleichzeitig beruhigend strikt in ehrwürdige Bildungsinstitutionen eingebunden. Und in diesem Sinn ist die so oft wiederholte Versicherung der Mittelalterhistoriker, die Epoche sei Grundlage für unsere eigene Gegenwart, natürlich richtig. Sie stimmt in dem Sinn, dass die modernen Erforscher des Mittelalters in ihren spezialisierten Institutionen selbst in mehrfacher Hinsicht Produkt und Nachfolger verschiedener mittelalterlicher gelehrter Figuren sind, von Mönch, Säkularkanoniker oder Höfling; und in vielen heutigen sozialen Rollenspielen sind Elemente dieser jahrhundertealten Geschichte enthalten – William Clark hat das unlängst in einem lesenswerten Buch sehr schön beschrieben.

Diese institutionalisierte Wissenschaft (die Kollegen und Kolleginnen aus den verschiedenen Klöstern und Höfen) stellt gewöhnlich für ihre Argumente auch ihr eigenes Publikum bereit. Denn das von Mediävisten häufig vorgebrachte Argument, im Mittelalter seien die Grundlagen für die modernen Naturwissenschaften oder für die digitalen Medien des 21. Jahrhunderts gelegt worden, richtet sich letztlich an niemand anderen als an die eigene Fachgemeinschaft. Wer zur Verteidigung des Mittelalters vorbringt, dass naturwissenschaftliche Empirie durch Experimentieren ein Konzept des 13. Jahrhunderts sei, das Rechnen mit der Zahl Null eine mittelalterliche Errungenschaft und das moderne Wort Display vom altfranzösischen *despieger* abgeleitet, vom Auseinanderfalten der Fahne auf dem Schlachtfeld, der überzeugt vor allem andere Mittelalterspezialisten. Denn die Praktiker aus den Natur- und Medienwissenschaften können auch ohne diese Informationen mit ihren Reagenzgläsern, Berechnungen und Computern problemlos weitermachen.

Mittelaltergeschichte funktioniert wie jede andere Disziplin dadurch, dass sie ihre Fähigkeit zur Auto-Memoria zum Strukturelement erhebt: Das ist das Gruppenbildende an ihr, die, wie Michel Foucault etwas boshaft geschrieben hat, «weiche, warme Freimaurerei der unnützen Gelehrsamkeit». In ihr werden erfolgreiche Forscher nachträglich von ihren Schülern zu zentralen Figuren von immer höherem wissenschaftlichen Rang stilisiert, und Karrieren beruhen auf der Fä-

higkeit des jeweiligen Aspiranten, sich in diesen künstlichen Abstammungs- und Verwandtschaftssystemen selbst zu platzieren. Ein gut eingespieltes und lang erprobtes System. Ob es aber gegen Desinteresse von außen hilft?

Originaldokument © Verlag C.H.Beck

Verlustempfindungen

München, Monumenta Germaniae Historica, Sommer 2005. Abbiegen von der Eingangshalle der Bayerischen Staatsbibliothek, die auch Ende Juli von Studenten summt; zwei hohe Türen, ein Treppenaufgang. Man drückt die Klingel «Bibliothek»; dann springt die Tür auf. Stille; ein langer Flur, schöne hohe weißgestrichene Räume, eine Abfolge hellgrauer Türen, hinter denen hohe Bücherregale sichtbar werden. Am Eingang hängt ein großes Ölgemälde von 1708, Antonio Bellucci, «Die Zeit enthüllt die Wahrheit»: Ein muskulöser graubärtiger Mann entblößt eine rosige nackte junge Frau. Der Gang ist mit Fotografien ehemaliger Direktoren und Mitarbeiter geschmückt (Männer, angezogen). Auf der linken Seite noch ein Gemälde, 17. Jahrhundert, früher Johann Schönfeld zugeschrieben. «Die Hand Belsazars» – der Feldherr in Rüstung und Federbusch schaut erstaunt vom Gastmahl auf. Ich wurde neugierig. Wer denn für die Dekoration zuständig sei? Der stellvertretende Direktor zuckt etwas nonchalant die Schultern. «Ach, die Bilder? Die sind da schon lange, die hat der Vorgänger des jetzigen Direktors aufgehängt, da dürfen Sie sich nichts bei denken.»

Etwas ist anders geworden mit dem Mittelalter und dem Wunsch nach Mittelalter. Ich bin in den letzten Jahren ein bisschen verlegen, wenn ich auf einem Abendessen als «Mittelalterhistoriker» oder «Mediävist» vorgestellt werde. Die Berufsbezeichnung ist mir ein wenig peinlich. Wo ist das *mutabor* eigentlich hinverschwunden? Mir kommt vor, als ob ich einer merkwürdigen Glaubensgemeinschaft angehören würde oder eine kleine, etwas altmodische Behinderung hätte, die die Leute verlegen lächeln macht, einen Kropf zum Beispiel oder einen Klumpfuß. Wozu sich berufshalber mit der Geschichte der Vormoderne beschäftigen? Natürlich versichern einem die freundlichen

Gäste der Abendessensgesellschaft, sie hätten sich schon immer sehr für mittelalterliche Geschichte interessiert. Ebenso versichern einem die Historikerkolleginnen und -kollegen, die übers 19. und 20. Jahrhundert arbeiten, die Sozialwissenschaftler und die Philosophen, sie fänden das Mittelalter wichtig und, jetzt kommt dieses besondere, unentrinnbare Wort, «sehr interessant». Aber dasselbe würden sie auch von einem halbwegs anständig gehaltenen Vortrag über Sanskrit sagen.

In gewisser Weise hat sich die europäische Geschichte des Mittelalters (und der Frühneuzeit, vermute ich) tatsächlich in Sanskrit verwandelt, in ein imponierendes, fremdes und einigermäßen bizarres Wissensgebäude, das man aus der Entfernung bewundert. Mir kommt vor, dass sich in den Geisteswissenschaften – und vor allem in der Geschichte – etwas Grundlegendes verändert hat, diskret, aber doch merkbar und entschieden: eine Neuformulierung dessen, welche Art Wissen mit unserer eigenen Gegenwart zu tun hat und welche nicht.

Nicht dass das Mittelalter weniger sichtbar geworden wäre, im Gegenteil. Große Ausstellungen voller wunderbarem Augenfutter würdigen das Ästhetische an der mittelalterlichen Geschichte und setzen erfolgreich auf den Zauber alter Bilder. Sie sind in den letzten Jahren immer zahlreicher geworden und ziehen große Zahlen von Besuchern an. Noch nie sind so viele Texte über das Mittelalter publiziert worden wie jetzt, in wissenschaftlichen Zeitschriften und Sammelbänden, auf CD-ROM und im Netz. Aber so richtig optimistisch sind die wenigsten Kolleginnen und Kollegen, wenn man sie fragt.

«Wir leben in einer Zeit, in der das Mittelalter in den aktuellen politischen Diskussionen keine Rolle mehr spielt», hat eine meiner Interviewpartnerinnen gesagt, nicht ohne Bitterkeit. Ihr Kollege, Spezialist für die Geschichte der Stauer: «Die große Zeit der Inanspruchnahme der Mittelaltergeschichte ist abgeschlossen. Und wir sollten das zur Kenntnis nehmen. Ich sehe nicht, wo ein Bedeutungszuwachs mittelalterlicher Geschichte herkommen könnte.» «Der Grund für die Attraktivität des Mittelalters in Filmen und Ausstellungen ist die Attraktivität von Folklore», meint der Frühmittelalterspezialist, «und nicht die von wissenschaftlichem Erkunden.» «Die Selbstgewissheit

der Mediävistik hat zu lange gedauert», sagt die Assistentin. «Die Schließung der großen Forschungsinstitute ist eine realistische Gefahr.» Der Emeritus: «Die Festansprachen mit ihren abgeklapperten Formulierungen, dass man die Vergangenheit kennen müsse, um die Gegenwart zu verstehen, das sind doch, pardon, alles Sprüche. Die helfen nicht mehr weiter.»

Die Mittelalterhistoriker sprechen von einer bedrohlichen Krise ihres Fachs. Sie sprechen davon, dass das ganze beeindruckende Gelehrtenwissen über das frühe, hohe und späte Mittelalter und über die Renaissance, das die Geschichts- und die Literaturwissenschaften seit beinahe zweihundert Jahren angesammelt haben, in den letzten Jahren auf geheimnisvolle Weise implodiert sei, sich aufgelöst habe in feines weißes Rauschen. Über die mit der Epoche befassten Spezialisten hat sich jene besondere Art Leere und Stille gelegt, die Fachgebiete umgibt, die weniger Studierende und weniger intellektuelle Aufmerksamkeit anziehen als früher, egal, ob sie jetzt klassische Philologie, Theologie, oder mittelalterliche Geschichte heißen. Auf den Fluren der Institute für Landesgeschichte, historische Hilfswissenschaften, ältere deutsche Literaturwissenschaft und so fort befällt mich ein bestimmtes Gefühl. Dieses Gefühl hat nicht nur mit den hallenden stillen Treppenhäusern zu tun. Ich habe ein bisschen zu oft zugehört, wenn auf Tagungen zu Mittelaltergeschichte abends, beim Bier, die Nachwuchswissenschaftler, die Doktoranden und Assistentinnen zusammensitzen (denn es bilden sich, einem unsichtbaren mächtigen Gesetz folgend, an diesen Abenden immer getrennte Professoren- und Nicht-Professoren-Tische) und darüber reden, was man alles besser nicht tut, wenn man im Fach etwas werden will, «in der Zunft».

Denn die deutschsprachigen Mittelalterhistoriker nennen ihre Disziplin beharrlich weiterhin so, auch im 21. Jahrhundert. Der Begriff – nicht zufällig in diesem Kontext in andere Sprachen unübersetzbar – evoziert nicht nur ein althergebrachtes Regime von festen Hierarchien, Abschottung nach außen und langwierigen (und demütigenden) Gesellen- und Meisterprüfungen. Niemand identifiziert sich mit der Zunft; das Wort beschwört vielmehr die Präsenz eines Kollektivs ungenannt bleibender, strenger Kollegen, deren Blick man auf sich und auf der eigenen Arbeit fühlt. Vielleicht sind sie auch

komplett imaginär. Aber an den langen Tagungsabenden beim Bier, wenn die Vorträge vorbei sind, spiegelt dieses Reden jedenfalls eine besondere Art von Stolz, so kam mir manchmal vor: der heimliche masochistische Stolz auf den Apparat von Verboten, mit dem sich die Zunft selbst erschafft.

Eine der möglichen Antworten auf die bedrohliche Krisenstimmung ist die Forderung nach Besinnung auf die alten Kerngebiete des Fachs; die Forderung nach Konzentration auf Edition und Analyse von alten Texten zwischen dem 6. und dem 13. oder 15. Jahrhundert. Die in den letzten Jahren stark geförderten interdisziplinären Großprojekte in den Kulturwissenschaften, organisiert um ziemlich vage Leitbegriffe wie «Medien», «Körper» oder «Bildlichkeit», die mehr oder weniger mit allem zu tun haben, machen diesen Wunsch nach genau beschreibbaren Forschungsaufgaben und Arbeitsfeldern durchaus verständlich. (Ein Wissenschaftler ist schließlich deswegen einer, weil er angeben kann, wovon er nichts versteht.) Die Unterscheidung zwischen Aufgaben und Gegenständen dieser Forschung bleibt in jeder dieser «Heim ins Fach»-Forderungen aber ziemlich unklar. Bezeichnend für diese Sichtweise ist schließlich die stillschweigende Annahme, der Wissenschaftler sei durch die Geschichte der Mediävistik seit dem 19. Jahrhundert sozusagen geschützt: Wer sich an einen vertrauten Kanon hält, so der implizite Wunsch, muss sich dafür nicht rechtfertigen, was er erforscht. Damit verbunden ist die Berufung auf vergangene Blütezeiten des Fachs. Sie stellen sich bei genauerem Nachfragen als ziemlich vage heraus. Häufiger genannt wird die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts; dabei ist aber vor allem die Entwicklung editorischer Standards gemeint und weniger die politischen und weltanschaulichen Interpretationen mittelalterlicher Texte. Die Zwanziger- oder Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts werden ebenfalls kaum gemeint sein. Also die frühen 1960er? Die mittleren 1970er?

Kombiniert wird diese Nostalgie in der Mittelalterforschung oft mit einer Haltung, die man negative Auserwähltheit nennen könnte. Jede Kollegin, jeder Kollege argumentiert, mit seinem Fachgebiet – der Kirchengeschichte des frühen Mittelalters, der Siedlungsforschung, der Altgermanistik, der Geschichte der weiblichen Frömmigkeit usw. – am allermeisten von Kürzungen und Schließungen bedroht und be-

troffen zu sein. Im Inneren der institutionell verfassten Wissenschaften regiert ein Prinzip, das man den Narzissmus der kleinsten Differenz nennen könnte: Ich bin einzigartig, weil ich über das, worüber auch meine Kollegen arbeiten, auf eine etwas andere Weise arbeite. Dieser invertierte Stolz offeriert jedem die Möglichkeit, sich als ungerecht behandeltes Opfer zu sehen.

Dieser invertierte Stolz des Gelehrten auf sein zerbrechliches Spezialistentum ist nicht neu. Er hat vielleicht auch weniger mit den Bedingungen am Beginn des 21. Jahrhunderts zu tun, als man denkt. «Unsere jungen Historiker verlassen die Universität fast ausnahmslos mit absolut unzureichender Vorbildung für wissenschaftliche Forschung», hat der berühmte Mittelalterspezialist Paul Fridolin Kehr geklagt. «Ganz unerträglich endlich», fuhr er fort, «ist die Spezialisierung auf die neuere und neueste Geschichte hin mit bewusster Abkehr von der Geschichte des Mittelalters und ihren Hilfsdisziplinen.» Geschrieben ist das 1913 – und die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Solche Klagerituale schließen Selbstkritik ebenso aus wie den vergleichenden Blick auf die Kollegen in den Nachbarinstituten. Und auf die Situation in anderen Ländern erst recht. Dieses Selbstmitleid kommt mir wie eine Art akademischer Todestrieb vor: Keinen Blick auf die eigene Arbeit erlauben, der anderen Parametern folgt als den eigenen; lieber untergehen, als der Veränderung der eigenen Institution zuzustimmen. Wer auf diese Weise klagt, will von der Vergangenheit seiner eigenen Disziplin lieber nicht allzu viele Details wissen. Das ist jedermanns gutes Recht; ich bin mir aber nicht sicher, ob das für Historiker eine überzeugende Haltung sein kann.

Dieselben Kongresse für mittelalterliche Geschichte, an deren Bierischen über die Zunft geredet wird, vermitteln ihrem Besucher leicht den Eindruck, einen schrumpfenden, erkaltenden Planeten zu bereisen. Jede Zunft redet von ihrer ruhmreichen Vergangenheit. Ich könnte noch eine andere Metapher bemühen und schreiben, dass die Wissenschaften vom Mittelalter eines der Naturschutzgebiete der Universität des 21. Jahrhunderts seien, gemeinsam mit den klassischen Philologien, der alten Geschichte und der Theologie. Sie erfüllen Außenstehende mit diesem schuldbewussten, aber etwas lustlosen Bedauern,

mit dem wir sorgfältig eingezäunte Restbestände von etwas Verschwindendem betrachten: Arbeiten an einem Ort, den es eigentlich nicht mehr gibt.

Originaldokument © Verlag C. H. Beck Erfolgsgeschichten

Das Mittelalter war schon einmal wichtiger und prominenter, als es jetzt ist. In den letzten Jahrzehnten ist es in Mittel- und Westeuropa aus den Selbstdarstellungen staatstragender Institutionen ebenso weitgehend verschwunden wie aus politischen Slogans – das wird uns weiter unten noch ausführlicher beschäftigen. Das Mittelalter schrumpft in akademischen Pflichtveranstaltungen ebenso wie in den Lehrplänen der Schulen. Ein französischer Mittelalterhistoriker hat in einem 2003 erschienenen Überblick über die Situation des Fachs eine radikale und grundsätzliche Aktualisierung gefordert: «Sonst werden die Mediävisten verschwinden wie einst die Saurier.» Und ein 2007 erschienenes Dossier zur Situation der Mediävistik in Deutschland sieht angesichts von Kürzungen und Stellenstreichungen an Forschungsinstituten und Universitäten die Existenz der gesamten Disziplin «aufs Äußerste gefährdet».

Diese Sorgen sind sicher berechtigt. Das Mittelalter verschwindet aber nicht aus der Populärkultur, im Gegenteil. Die beiden kommerziell erfolgreichsten Filme der letzten Jahrzehnte, die Trilogien «Star Wars» und «Lord of the Rings», sind Sekundärmittelalter, zusammengesetzt aus den traditionellen literarischen Versatzstücken romantischer Mittelaltermotive, komplett mit Prinzessinnen und Ungeheuern, fahrenden Rittern, langhaarigen Barbarenkönigen und wilden Männern. Die Bahnhofsbuchhandlungen sind voller historischer Romane mit farbenprächtigen Umschlägen und etwas reißerischen Titeln, die im Mittelalter angesiedelt sind. Die künstlichen Welten der Computerspiele wimmeln nur so von Burgen und Bogenschützen.

Aber der Erfolg dieser Mittelalterinszenierungen im Kino, in der Literatur, in den neuen digitalen Medien und in einem boomenden Freizeit- und Vereinswesen geht einher mit der Verweigerung der meis-

ten deutschen Mediävisten, sich mit solchen Adaptionen der von ihnen studierten Vergangenheit zu beschäftigen. Wenn einzelne Kolleginnen und Kollegen sich mit moderner Mittelalterrezeption befassen, so die solide Mehrheitsmeinung, sei das sicher nützlich. Aber als ernsthafte, gleichberechtigte Forschung wird das nicht angesehen. «Ich gebe offen zu», sagte einer meiner Interviewpartner, «um die Populärkultur kümmere ich mich gar nicht. Ich habe mir keinen dieser Filme angesehen. Das liegt mir ziemlich fern.» Mit der Basis der eigenen Arbeit, den Texten aus dem 8., 11. oder 14. Jahrhundert, dem richtigen Mittelalter also, habe dieser neue Firlefanz selbstverständlich nichts zu tun.

Das wirft ein paar Fragen auf. Wie sieht das Verhältnis zwischen der institutionalisierten Wissenschaft von der Vergangenheit mit ihren strengen internen Standards von Authentizität, Dokumentation und Methode und ihrer Umgebung, ihrer äußeren Zeitgenossenschaft aus, wenn es um das Mittelalter geht? Die neuen (oder auch nicht so neuen) Mittelalterinszenierungen der Populärkultur führen vor, dass der öffentliche Gebrauch von Geschichte offensichtlich anderen Gesetzen folgt als denjenigen, die sich die Gemeinde der Historiker von den Zielen ihrer Arbeit selbst macht. Wenn die Kluft zwischen dem einen und dem anderen Gebrauch des Historischen immer größer wird, aber nicht angesprochen werden kann, dann tritt dieses merkwürdige Gefühl von Schwerelosigkeit auf, der unheimlich verlangsamten Bewegung – wie beim Auto, das sich aus der vereisten Kurve herauszudrehen beginnt.

In dem Video «The House» der finnischen Künstlerin Eija-Liisa Ahtila, das 2002 auf der Documenta XI zu sehen war, gab es einen Satz, der dieses Auseinandergleiten paradox zuspitzt. Es ist kein allzu aufregendes Video, aber ich saß vor der Leinwand und war auf einmal hellwach: «Things that occur no longer shed light on the past.»

In den letzten fünfzehn Jahren ist eine ganze Reihe von Büchern publiziert worden, die programmatische Titel tragen. «Einladung ins Mittelalter», «Die Gegenwart des Mittelalters», «Die Aktualität des Mittelalters». Die Liste ließe sich fortsetzen, allesamt höchst engagierte, lesenswerte und teilweise sehr amüsante Plädoyers dafür, warum sich die Beschäftigung mit den Jahrhunderten zwischen Gregor von Tours und Martin Luther weiterhin lohne. Die Autoren dieser Bü-

cher schreiben beredt davon, was am Mittelalter fesselnd und faszinierend ist. Ich muss das weder zusammenfassen noch wiederholen. Aber von der populären Mittelalterrezeption und von den wirkungsmächtigen Fantasien vom Mittelalter, mit denen im 16., 18. und 19. Jahrhundert jeweils recht handfeste Wirklichkeiten erzeugt worden sind, ist in diesen Büchern nur am Rand die Rede, als Kuriosität; ganz so, als ob diese Wunscherfüllungen den gelehrten Autoren (es sind ausnahmslos Männer) ein wenig peinlich seien. Die Aufgabe von Wissenschaft, glaube ich, besteht darin, eine Art von produktivem Unwohlsein zu erzeugen. Wenn wir unsere eigenen Theoretiker nicht nur zitieren, sondern ernst nehmen, besteht unser Job nicht nur darin, Lücken zu schließen, sondern neue zu öffnen.

Salvatore Settis hat in seinem Buch über den Begriff des Klassischen die schöne Formulierung geprägt, man verwende den Begriff «Renaissance» häufig allzu selbstverständlich, ganz so, als ob der Begriff selbst etwas erkläre; dabei bedürfe er, im Gegenteil, selbst der Erklärung. Dasselbe gilt fürs Mittelalter. Denn Mittelalterspezialisten tun gerne so, als könne Mittelaltergeschichte nur mit anderer Mittelaltergeschichte erklärt werden. Und mit politischer Dichtung, mit Opern, Filmen und Kriminalromanen nichts zu tun habe. Ich bin mir da nicht so sicher. «Das» Mittelalterliche ist ein Gelehrtenrick, hat der Philosophiehistoriker Kurt Flasch unlängst wenig charmant, aber deutlich formuliert. Ein bestimmtes Epochenbild vom Mittelalter werde von den Interpreten immer dann herangezogen, wenn die Texte selbst kein eindeutiges Bild ergäben. «Man spricht dann von einem Zeitrahmen, in dem bestimmte Ideen selbstverständlich gewesen sein sollen, so dass der Ausleger sie einsetzen darf, auch wenn der Text von ihnen schweigt.» Und, noch zugespitzter: «Immer dann, wenn man etwas nicht erklären kann, dann ist das angeblich das spezifisch «Mittelalterliche» an dem Text.»

Was ist also jeweils mit Mittelalter gemeint gewesen, vor vierhundert, zweihundert oder sechzig Jahren? Immer dasselbe? Oder gleichen sich diese Bilder nur? Wie haben die Anrufungen dieses merkwürdigen mittleren Zeitalters funktioniert, und welche Sehnsüchte haben sie transportiert? Und was wäre, wenn die Wissenschaft vom Mittelalter ihre größten Wirkungen dort erzielt, wo es gar nicht um die Rekonstruktion der Vergangenheit geht?